

Kirchberger Sagenschatz

Sagen und seltsame Geschichten aus dem Kirchberger Gemeindebann

Sagen sind Geschichten und Erzählungen von seltsamen Begebenheiten und Ereignissen aus früheren Zeiten und stammen vornehmlich aus dem Mittelalter. Sie vermischen meist Wahrheit mit Legende und Belehrungen und sind in allen Gegenden der Schweiz bekannt und verbreitet. Alle Landesteile, vornehmlich aber die Alpengebiete und Bergregionen verfügen heute noch über einen reichen Sagenschatz, dessen Weitererzählen zum Teil noch liebevoll gepflegt wird. Abends während der langen Wintermonate, wenn die ganze Familie in der warmen Stube häuslich versammelt ist, werden vom Grossvater oder der Grossmutter, welche sich beide ja "noch so gut" an die alten Zeiten erinnern können, den staunenden Kindern oft noch die alten Sagen und seltsamen Geschichten wieder erzählt.

Da man in den abgelegenen Gegenden heute noch ohne grosse Verbindung zur Umwelt lebt, ist man ja ohnehin etwas wunder- und abergläubig, und das alte Sagengut wird gerade hier noch bewahrt und weitervererbt. Der Verfasser des Kirchberger Sagenschatzes, Rudolf Strässle, Islikon, erinnert sich noch sehr gut an seine Bubenzzeit, wo eine alte Nachbarin oft die seltsamsten Geschichten erzählte, und die Kinder staunend mit offenem Mund und gespitzten Ohren den wunderlichen Erzählungen lauschten. Da war die Rede von bösen Geistern, von zuckenden Irrlichtern und vom roten Teufel; dann von armen Seelen, welche in ihren Gräbern keine Ruhe fanden und zur Strafe für ihre Sünden oder Vergehen ruhelos auf ihrer nächtlichen Wanderschaft oft dem einsamen Wanderer begegneten und ihn erschreckten. "Zünsler", welche Marchsteine versetzt hatten, mussten wieder geisterhaft an den Ort ihrer Freveltat zurückkehren. Alle Uebeltäter welche in ihrem irdischen Leben ein Vergehen nicht gesühnt hatten, waren dazu verurteilt, dies nach ihrem Tode auf diese recht merkwürdige Weise es der Nachwelt kund zu tun.

Gebiete mit einem sehr grossen Sagenschatz sind das Wallis und das Bündnerland. Auch das Toggenburg kennt noch viele Sagen, wobei sie je nach Gegend zahlreicher oder aber nur noch recht spärlich zu finden sind.

Sagen stehen meist in ursächlichem Zusammenhang mit bestimmten Begebenheiten und enthalten meist einen wahren Kern. Oft sind sie aber derart mit Nebensächlichkeiten ausgeschmückt, und zum Teil wohl auch verfälscht worden, dass sie oft mehr Fantasie als Sagen sind.

Dass sich in früheren Zeiten für die damaligen Bewohner sicher viel Unverständliches und nicht Erklärbares ereignete, ist zur Genüge bewiesen. Unsere Vorfahren waren überaus abergläubisch und betrachteten seltsame Begebenheiten und Ereignisse aus ihrer Sicht und auf ihre Weise und schrieben daher allem Unbekannten gerne übernatürliche Kräfte zu.

Gräfin Idda von Toggenburg

Um Gräfin Idda von Toggenburg, der Gemahlin des Grafen Friedrich II. rankt eine weitverbreitete und bekannte Legende. Ist es Wahrheit oder nur Sage, was uns über diese Frau aus früheren Zeiten überliefert wurde? Eine Gräfin Idda lebte nachweisbar anfangs des 13. Jahrhunderts. Ob aber die recht merkwürdige Sage, wie sie der Volksmund überlieferte den Tatsachen entspricht, ist nirgends verbürgt. Und doch muss die Schilderung einen wahren Kern enthalten, denn Sagen und Legenden stehen ja meistens in Zusammenhang mit ursächlichen Vorkommnissen. Wie es sich bei der Geschichte der heiligen Idda verhält, kann nirgends verbindlich gesagt oder bewiesen werden. Nach alter Ueberlieferung soll sich die Geschichte folgendermassen zugetragen haben:

Als die Gräfin an einem Burgfenster stehend einsam das weite Land überblickte, streifte sie gedankenverloren einen kostbaren Ring vom Finger, ein Geschenk ihres Gemahls, und legte ihn auf den Fenstersims, wo sie ihn vergass. Ein Rabe, der den glitzernden Gegenstand bemerkte, pickte ihn auf und trug ihn im Schnabel fort in das Nest zu seinen Jungvögeln. Es ist ja allgemein bekannt, dass Raben eine Vorliebe für glitzernde Dinge haben und sie forttragen wenn sie solche finden. Das Sprichwort "stehlen wie ein Rabe" kommt sicher nicht von ungefähr.

Als ein Burgknecht auf der Pirsch das Rabennest mit seinen Jungvögeln entdeckte, stieg er auf die Tanne, um diese aus dem Nest zu nehmen. Dabei fand er den kostbaren Ring, wobei er keine Ahnung hatte, woher der Ring stammen könnte. Er steckte den wertvollen Fund voller Freude an einen Finger seiner Hand. Der Graf bemerkte dann zufällig am Finger seines Knechtes den Ring der Gräfin. Er vermutete Schlimmes und stellte den Knecht zur Rede. Wahrheitsgetreu erzählte er, auf welcher ungewöhnliche Weise er zu dem Ring gekommen sei, und dass er nicht gewusst habe, dass dieser Eigentum der Herrin sei. Der Graf aber schenkte seinen wahren Worten keinen Glauben und verdächtigte nun, von Zweifeln geplagt, seine Gemahlin der Untreue. Er glaubte, dass sie den Knecht für seine Liebesdienste mit dem kostbaren Ring beschenkt habe. Obgleich beide immer wieder ihre Unschuld beteuerten, beharrte der Graf auf seiner irrigen Vermutung.

Zornentbrannt liess er den Burgknecht zur Strafe an den Schweif eines Pferdes binden und ihn zu Tode schleifen. Die Gräfin schleifte er an ein Burgfenster und stiess sie gnadenlos über die Felsen in den schaurigen Abgrund. Wunderbarerweise überlebte sie unbeschadet den fürchterlichen Sturz in die Tiefe. Im einsamen Tobel, von allen Menschen verlassen, errichtete sie mit Aesten und Zweigen eine bescheidene Unterkunft, um vor der Unbill der Witterung und den wilden Tieren geschützt zu sein.

Jede Nacht pilgerte sie betend nach dem nahen Kloster Fischingen zur heiligen Messe, um dort für das Seelenheil ihres Gatten zu beten, dem sie seine Untat aber schon längst verziehen hatte. Ein zahmer Hirsch, der auf seinem Geweih brennende Kerzen trug, zeigte ihr in der Dunkelheit den Pfad, damit sie unbeschwert den schwierigen Weg gehen konnte.

Als sie nach vielen Jahren ihres einsamen Einsiedlerlebens starb, wurde sie von den Mönchen in Fischingen in der Klosterkirche vor dem Altar in einer Gruft beigesetzt, wo die Gebeine der heiligmässigen Gräfin noch heute ruhen.

Im Zusammenhang mit der Idda-Sage ist noch auf eine recht interessante und überraschende Feststellung hinzuweisen. In Beromünster steht neben der Stiftskirche eine Galluskapelle. Sie wurde im Mittelalter von Probst Ullrich von Landenberg gestiftet und enthält ein Deckengemälde, das die Legende der heiligen Idda darstellt.

Das Heiligkreuz-Wunder von Kirchberg

Am 16. Dezember des Jahres 1685 habe sich beim sonntäglichen Gottesdienst während der Predigt, das über dem Chor hangende grosse Kreuz auf unerklärliche Weise von selbst aus seiner Halterung gelöst, und sei dann einige Zeit frei im Raum geschwebt. Später sei es dann von selbst wieder an seinen Platz zurückgekehrt.

Dieser recht seltsame Vorgang sei von den in der Kirche anwesenden Gläubigen beobachtet worden, und man habe diesen unerklärlichen Vorgang als ein offensichtliches Wunder betrachtet. Zum Gedenken an diese wundersame Begebenheit wird seit damals jedes Jahr in Kirchberg der 3. Adventssonntag als Heiligkreuz-Tag feierlich begangen.

Kalktaren

Recht ungewöhnlich ist der Hofname "Kalktaren". Woher stammt diese Hofbenennung? Angeblich befand sich hier im Mittelalter eine Kalkbrennerei, ein sogenannter "Kalkofen". In den Kalköfen wurde damals aus Kalksteinen ungelöschter Kalk für Bauzwecke gebrannt. Zu jener Zeit kannte man keinen Zement und gemauert wurde nur mit Kalkmörtel (ungelöschter Kalk mit Sand vermischt).

Kalk brennen nannte man auch Kalkrösten oder auch "darren" (dörren), woraus der heutige Dorfnamen Kalktaren (Kalk-darren) entstand. Wo sich der Kalkofen einst befand, ist leider nicht mehr festzustellen, er muss irgendwo in der Umgebung unter der Erdoberfläche verborgen sein. Vielleicht stösst man irgendwann unvermutet auf die Ueberreste dieses Zeugen aus früheren Zeit.

Der Chnübis

Der auf Mosnangergebiet, an der Kirchberger Gemeindegrenze liegende Hof "Chnübis", soll auf einfache, leicht erklärliche Weise zu seinem ungewöhnliche Namen gekommen sein. Am Hof vorbei führte der einstige Pilgerweg vom hinteren Thurgau über das Toggenburg nach Einsiedeln. Er führte über Fischingen-Oetwil-Gähwil-Dreien-Mosnang nach dem Toggenburg, und von da über den Ricken nach Rapperswil und Einsiedeln. Wenn beim Heimweg von der Pilgerfahrt die von der langen Reise ermüdeten Pilger von Dreien her den beschwerlichen Weg nach Gähwil gingen, so sagten sie, dass er "in die Knie beisse". Das sei angeblich die Ursache dafür, dass man den in der Mitte des Weges liegenden Hof "Chnübis" (Kniebiss) nannte.

Ursula von Kranzenberg

Auf einem Felsvorsprung beim Weiler Oberschönau, stand in früheren Zeiten die Burg der Edlen zu Schönau, im Volksmund allgemein die "Kranzenberg" genannt. Auf dieser hauste einst der Ritter Konrad mit der "Adlernase", mit seiner lieblichen Gemahlin Ursula. Sie war eine frohgemute junge Frau, und allezeit zu einem Schabernak bereit. Ihr Gemahl, ein streitbarer Recke, stand im Dienste der Toggenburger Grafen. Unschuldig wurde er in gemeiner Weise in einen Mordfall verwickelt und musste zur Busse an einem Kreuzzug ins heilige Land teilnehmen, wo er im Kampf gegen die Sarazenen sein junges Leben verlor.

Seine Gemahlin, die in Sorge um ihren Mann traurig dahinlebte, erhielt erst ein Jahr später Kunde vom Tode ihres Gemahls. Die schöne junge Witwe wurde alsbald stürmisch umworben, lehnte aber jede Heirat ab.

Der Junker von Gähwil versuchte trotz allem ihre Liebe zu gewinnen, mit dem verwerflichen Hintergedanken jedoch, durch die Heirat in den Besitz der Burg und aller ihrer Güter zu gelangen. Ebenso wurde sie vom Ritter Eberhart von Landsberg bedrängt, der auf seinem Stammsitz bei Eschlikon hauste. Als sie auch ihn abwies, bemächtigte er sich mit seinen Kriegsknechten in einem Handstreich der Burg, um die schöne Ursula in seine Gewalt zu bringen. Im Getümmel des Gefechtes sprang sie jedoch unbemerkt aus einem Burgfenster. Heil am Leibe, aber geistig schwer verstört, konnte sie entkommen. Sie begab sich nach Rickenbach, woher sie ursprünglich stammte, und suchte Zuflucht bei Bediensteten des Klosters St. Gallen, die sie liebevoll aufnahmen. Der Ritter von Landsberg, der die Demütigung nicht verwinden konnte, suchte bei einem nächtlichen Ueberfall die Umworbene doch noch in seine Gewalt zu bringen. Von Bauern gewarnt, floh sie in den Fetzwald, wo sie sich verborgen hielt. Erboast über den frechen Ueberfall des Ritters, rotteten sich die Rickenbacher Bauern zusammen, eroberten und zerstörten die Burg Landsberg.

Ursula die Edle von Schönau zog wieder in ihre heimatliche Burg, und hauste dort mutterseelenallein und ohne Gesinde. In ihrem Geiste verwirrt, flocht sie aus Reisig, Stroh und Blumen jahraus jahrein Kränze, und legte diese vor die Wiege, welche bei der Heirat für ihren ersten Sohn, dem Nachfolger des Herrn von Schönau hergerichtet wurde, die aber durch den frühen Tod ihres Mannes leer bleiben musste. Sie starb im hohen Alter, allein und verlassen. Man fand sie eines Tages tot über die Wiege gebeugt, die irre Frau von Kranzenberg.

Das goldene Kegelries in der Burg Sternegg

Auf der Schönauer-Seite des Dietschwilerberges stand auf einer steilen Anhöhe einst eine kleine Burg, bewohnt von einem Dienstmann der Toggenburger Grafen. Noch heute sind die Grundmauern dieser längst verfallenen Burg zum Teil noch deutlich sichtbar. Von ihr geht die Sage, dass in einem tiefen Gewölbe ein goldenes Kegelries verborgen sei. Wer darnach grabe und es finde, der sei ein gemachter Mann. Verschiedentlich wurde auch schon das Glück versucht, aber noch niemand bekam den kostbaren Schatz zu Gesicht, und er wartet immer noch darauf, dass man ihn finde. Was recht merkwürdig ist: Auch in verschiedenen Sagen aus anderen Landesgegenden wird ein goldenes Kegelries erwähnt. Ob da ein gewisser Zusammenhang besteht?

Der See im Dietschwilerberg

Im Innern des Dietschwilerberges befindet sich ein grosser unterirdischer See. Das erkläre auch, wieso rings um den Berg überall auf gleicher Höhe kleine Quellen aus dem Berg austreten. Man habe früher immer Angst gehabt, dass einmal durch ein Naturereignis der See auslaufen und den Ort überschwemmen könnte. Glücklicherweise ist dies bis heute aber nicht geschehen, und man wird sich auch weiterhin kaum ängstigen müssen.

Das Irrlicht im Dietschwilerfeld

Bis vor ca. 100 Jahren habe man zu bestimmten Zeiten im Dietschwilerfeld ein Irrlicht gesehen. In dunklen Nächten sei ein kleines Flämmchen auf dem weiten Feld hin und her gehuscht. Man habe sein Erscheinen nicht erklären können. Es wird vermutet, dass dies mit irgend einem Ereignis aus früherer Zeit im Zusammenhang stehen müsse. Von Irrlichtern wird gesagt, dass es Verstorbene seien, die zu Lebzeiten jemandem Schaden zufügten, und die immer wieder an den Ort ihrer Untat zurückkehren müssen. Meist seien es Marchversetzer, die sich einst unrechtmässig zum Schaden eines Nachbarn bereichert haben.

Der Galgenhügel auf dem Schallenberg

Der bewaldete Hügelzug zwischen Schalkhausen-Albikon und Dietschwil ist allgemein als "Schallenberg" bekannt. Bis vor etwa 100 Jahren nannte man ihn aber Schattenberg, wie es alte Dokumente und Landkarten bestätigen. Der vordere Teil des Waldes, an dem der Weg nach Schalkhausen vorbeiführt, der sogenannte "Grund" mit der darüberliegenden föhrenbestandenen Hochfläche, sei alter Ueberlieferung zufolge der Galgenhügel. Auf ihm sollen im frühen Mittelalter angeblich Rad und Galgen des Toggenburger Hochgerichts gestanden haben. Hier seien vom Landesherren, dem Grafen von Toggenburg die zum Tode verurteilten Verbrecher hingerichtet, oder wie man es damals nannte "vom Leben zum Tode gebracht" worden. Da die Richtstätte der Toggenburger Herrschaft nicht sicher bekannt ist, kann angenommen werden, dass dieser Platz auf dem Schallenberg die einstige Richtstätte sein könnte.

Das Gefecht bei Oetwil

Auf dem weiten ebenen Feld zwischen Oetwil und dem Weiler Buomberg soll es im Mittelalter recht kriegerisch zu und her gegangen sein. Hier sollen sich, wie überliefert wird, im Jahre 1440 die Zürcher Krieger unter Bürgermeister Rudolf Brun, der sich gerne des Toggenburger Erbes bemächtigt hätte, mit den mit den Toggenburgern durch ein Landrecht verbündeten Schwyzern gestritten haben. Erwiesen ist, dass zwischen den verfeindeten Nachbarn vereinzelt Scharmützel stattfanden, was später im Jahre 1444 zum "alten Zürichkrieg" führte. Bei einem Raubzug im Jahre 1445 brandschatzten die mit den Oesterreichern verbündeten Winterthurer die Gegend und brannten die beiden Ortschaften Oetwil und Schalkhausen nieder. Die eiligst zusammengerufenen Toggenburger verfolgten nun die Eindringlinge bis nach Fischingen, wobei sie 70 der Winterthurer Krieger erschlugen. Anfangs dieses Jahrhunderts, beim Bau der Strasse von Oetwil nach Buomberg stiess man bei den Grabarbeiten auf menschliche Skelette. Vermutlich stammen diese von den gefallenen Feinden, die man damals hier verscharrte.

Der Hexenplatz bei Oetwil

Am Fusse des Burstel, dem Hügelzug links der Strasse zwischen Gähwil und Oetwil, auf der Oetwiler Seite, heisst man eine grosse Wiesenmulde "Hexenplatz". Kein Mensch will aber wissen, wie dieser Platz zu diesem seltsamen Namen kam. Diese Benennung muss wohl mit einer merkwürdigen Begebenheit aus dem Mittelalter in Verbindung stehen, die jedoch im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten ist. Die Hexenplätze waren der Treffpunkt und der Versammlungsort der Hexen, die in der Walpurgisnacht sich hier zum Hexensabbat, zu wilden Tänzen und den Teufelshochzeiten einfanden. Auf Besen reitend kamen sie durch die Lüfte angeflogen, um schlags Mitternacht mit ihren Gespielinnen widerliche Orgien zu feiern. Erst beim Morgengrauen verschwanden sie wieder. Die Hexen waren bössartige weibliche Wesen, die Mensch und Tier Schaden zufügten, und denen man auch nachsagte, dass sie mit dem Teufel im Bunde standen.

Die schlaun Oetwiler Burschen

Vor bald 200 Jahren, zur Zeit Napoleons, als der mächtigste Franzosenkaiser zum Feldzug gegen Russland rüstete, war die Schweiz durch die Militärkonvention vom Jahre 1810 verpflichtet, ihm 12'000 Mann für dieses Unternehmen zu stellen. Die eidgenössischen Stände hatten die vorgeschriebenen Kontingente zu stellen und sie dem Heer Napoleons zuzuführen. Verständlicherweise waren viele der jungen Burschen, die aufgeboten werden sollten, keineswegs begierig darnach, für Napoleon ihre Haut zu Markte zu tragen, um vielleicht im fernen Russland für den ungeliebten Kaiser den Heldentod zu sterben.

Als die Werber, welche die Mannschaft aufzubieten hatten, in unserer Gegend auftauchten, um die jungen Burschen zum Dienst zu verpflichten, bekamen die Oetwiler Burschen beizeiten Wind von der drohenden Gefahr. Sie ratschlagten nun, wie sie sich dem verhassten Dienst entziehen könnten. Man kam überein, sich im Oetwiler Tobel zu verstecken und dort abzuwarten, bis die Werber wieder fortgezogen, und die "Luft wieder rein sei". Mit Proviant für einige Tage wohl versehen, verkrochen sie sich schleunigst in ihr Versteck in der Nähe der Aumühle.

Als nun die Werber in Oetwil eintrafen, waren sie überrascht, keine jungen wehrfähigen Männer vorzufinden. Auf die Frage, wo sich dieselben aufhalten könnten, wollte niemand genauen Bescheid wissen. Unverrichteter Dinge mussten die Werber wieder abziehen. Die Burschen kehrten alsobald wieder in ihre Heimstätten zurück, als ihnen die Kunde vom Abzug der Werber überbracht wurde, und sie somit nichts mehr zu befürchten hatten.

Weniger glücklich erging es den Burschen im Sennis. Durch den Vorfall in Oetwil gewitzigt, überraschten hier die Werber die jungen Burschen beim Mittagessen, und vom Tisch weg mussten diese mit den Werbern abmarschieren.

Die Ritterburg im Nördli

Angeblich soll in altersgrauer Zeit auf der sogenannten "Rondelle" im Nördli eine Burg gestanden haben. Man vermutet, dass ein Dienstmann der Toggenburger Grafen hier seinen Wohnsitz hatte. Dass die Burg aber tatsächlich bestand, ist nicht handfest bewiesen. Dieser Dienstmann, ein Mann von niederem Adel, soll nun mit einem Kreuzzug ins heilige Land gezogen sein, um es vereint mit anderen Rittern vom Türkenjoch zu befreien. Seine junge schöne Gemahlin blieb auf der Burg zurück, und der Ritter vertraute sie dem Schutze seines Bruders an, der mit ihm auf der Burg wohnte. Als der Ritter nach langer Zeit von seinem Kriegszug wohlbehalten auf seine heimatliche Burg zurückkehrte, befremdete ihn das Benehmen seiner Frau.

Er begann an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, und stellte sie zur Rede. Sie beteuerte, ihm immer die Treue gehalten zu haben. Während eines schaurigen Gewitters stellte der Ritter seine Frau wieder zur Rede, und diesmal schwor sie sogar, dass sie ihm immer treu und zugetan war. Sie log, denn während der Abwesenheit des Ritters wurde sie die Geliebte seines Bruders. Für diesen Meineid traf sie die gerechte Strafe des Himmels.

Während sie die Hand zum Schwur erhob, fuhr ein greller Blitz vom Himmel und zerschmetterte die Treulose. Aus Wut und Hass über das erlittene Unrecht und die ihm angetane Schmach, erschlug der Ritter in seinem gerechten Zorn den ehebrecherischen Bruder. Sodann zog er nochmals mit einem Kriegszug in das heilige Land und fand dort in einer Schlacht gegen die Türken den Tod. Kein Grab und kein Kreuz besagen, wo seine letzte Ruhestätte zu finden ist.

Die Müselbacher Mühle

Schon seit vielen hundert Jahren bestand bei Müselbach, am Uebergang über den Rotbach (Hörachbach) eine Mühle, in der im Mittelalter das von den Bauern der Umgebung eingebrachte Korn gemahlen wurde. Damals führte die alte Strasse noch von der Saalen her steil zum Bach hinunter, und nach dem Uebergang über den Bach wieder steil ansteigend hinauf nach dem Weiler Müselbach. Ein recht beschwerlicher Weg für Mensch und Tier. Die alte Mühle, die anfangs dieses Jahrhunderts noch stand, aber altersschwach und baufällig war, wurde vor vielleicht 50 Jahren abgebrochen. Der Platz, wo sie einst stand ist heute noch erkennbar. Von dieser einstigen Mühle geht die Sage, dass es hier seit altersgrauer Zeit nicht geheuer war. Hier sei einst ein einsamer Wanderer überfallen und ermordet worden. In

früheren Zeiten habe man hier in sternklaren Nächten seufzen und jammern gehört. Es sei angeblich die arme Seele, die in ungeweihter Erde wehklagend auf ihre Erlösung warte.

Der Clemens

Oberhalb des Weilers Altenriet, drei Seiten von Wald umschlossen, befindet sich eine Waldwiese, im Volksmund allgemein der "Clemens" geheissen. Wie kam diese einsame Gegend zu dem seltsamen Namen?

In früheren Zeiten stand inmitten der Waldlichtung, von einem grossen Holderbusch überschattet, ein kleines baufälliges Häuschen. Dieses war bewohnt von einer alten wunderlichen Frau, welche im Rufe stand, etwas mehr zu können als nur "Brot essen". Jedermann ging ihr aus dem Weg, denn man fürchtete das alte geheimnisvolle "Wybli". Ihre Tochter, ein bildhübsches munteres Mädchen mit feuerrotem seidigem Haar, wurde allgemein nur der "Rötel" genannt. Alle Burschen aus der Gegend hatten ein Auge auf das schöne Töchterlein, und nur zu gerne hätte es jeder zum Traualtar geführt, obwohl alle zur Genüge wussten, dass es "mausarm" war und keinen roten Batzen mit in die Ehe bringen könnte. Die Burschen aber fürchteten die böse Schwiegermutter und keiner wagte es, der Tochter einen Heiratsantrag zu machen.

Als sich trotz allem einmal ein Bursche zu dem hübschen Mädchen auf die "Spinni" wagte, wurde er von der alten Frau mit bösen Wünschen überschüttet und weggejagt. Als er sich trübselig nach Hause begeben und zu Bett gelegt hatte, wurde es schlags Mitternacht plötzlich taghell in seiner Kammer. Vor seinem Bett stand geisterhaft die alte Frau, die ihm beschwörend drei Finger ihrer knochigen Hand entgegenstreckte und die Worte sagte: "Es git denn nüt drus!" Darob war der Bursche so erschrocken, dass er sich nie mehr zu der hübschen Tochter wagte.

Viele Jahre später kehrte ein strammer Bursche, der aus der Gegend stammte, aber lange Zeit in der Fremde zugebracht hatte und dabei zu einem ansehnlichen Vermögen gelangt war, wieder nach Hause zurück, er hiess Clemens. Eines Tages begegnete auch er dem hübschen Töchterlein und verliebte sich unsterblich in das muntere Mädchen. Er hatte zwar erfahren, wie übel es anderen Freiern ergangen war. Nun sann er nach einer Möglichkeit, wie der trotz allem zum Ziele gelangen könne.

Er zog seine Mutter ins Vertrauen, die meinte, es sei wohl das Beste, wenn er beim frommen Einsiedler im Fischingertobel Rat hole. Gefragt, getan! Dieser empfing ihn recht freundlich, da er merkwürdigerweise bereits um sein Anliegen wusste. Der Einsiedler riet ihm nun, sich am nächsten Abend bei der Tochter einzufinden, auch wenn die böse Mutter ihn nicht freundlich empfangen. Wenn er dann wieder nach Hause zurückgekehrt sei und sich zu Bett lege, solle er sein Zimmer verschliessen und eine geweihte Kerze auf den Nachttisch stellen. Sollte ihm dann um Mitternacht die alte Frau erscheinen, dürfe er nicht erschrecken, sondern solle ihr die geweihte Kerze entgegenhalten und rufen: "die drei höchste Näme helfed". Genau zur Mitternachtsstunde, als die Gähwiler Kirchenuhr 12 Uhr schlug, stand das alte Wybli wie erwartet vor seinem Bett, und erhob beschwörend ihre rechte Hand. Bevor sie aber etwas sagen konnte, ergriff der kecke Bursche schnell die auf dem Nachttisch stehende brennende geweihte Kerze, hielt sie dem gespensterhaften Wesen entgegen und sprach die Worte: "die drei höchste Näme helfed". Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, verschwand die Gestalt wie im Nebel und in der Kammer wurde es wieder dunkel und still.

Anderntags, als der Bursche seine Angebetete besuchen wollte, kam sie ihm weinend entgegen und klagte, ihre Mutter sei gestorben. In der letzten Nacht, genau um 12 Uhr, zur Geisterstunde, habe sie plötzlich einen schrillen Schrei ausgestossen, habe gewankt, und sei dann tot umgefallen.

Die beiden Liebenden, deren Glück nun nichts mehr im Wege stand, wurden ein frohes Paar und lebten noch viele Jahre glücklich in der Einsamkeit des "Clemens".

Wo das kleine Haus einst stand weiss niemand, denn keine Mauerreste oder sonstigen Hinweise verraten den Platz. Seit damals aber heisst die Waldwiese auf der Anhöhe zwischen Altenriet und Schalkhausen „der Clemens“.

Das Fetzfräuli

Das Fetzfräuli soll im Gebiet des Alpbachs, zwischen Fetzhof-Engi-Brunberg-Langenau sein Unwesen getrieben haben. Woher das Fetzfräuli kam und warum es gerade diese Gegend für sein menschenfeindliches Treiben ausgesucht hatte, ist nicht zu erklären. Vieles deutet aber darauf hin, dass es mit der Burg "Brunberg" im Zusammenhang stehen könnte.

Das Fetzfräuli sei ein altes verhutzelt "Wybli" gewesen, so will es die Sage wahrhaben. In bösen Nächten, bei Sturm und Regen und zur Winterszeit habe es beim Einnachten einsamen Wanderern aufgelauret und versucht, sie in die Irre zu führen. Viele kamen in der unwegsamen Gegend vom Wege ab, und mussten im Unwetter elendig umkommen. Kein Wanderer, der heute sich nachts in dieser Gegend befindet, hat das sagenhafte Wybli je wieder zu Gesicht bekommen. Sind vielleicht die irre Ursula von Kranzenberg und das Fetzfräuli ein und dieselbe Person?

Gertrud von Brunberg

Auf einem Hügelkamm oberhalb des Weilers Oberbrunberg stand im frühen Mittelalter die Burg der Edlen von Brunberg, Dienstleute der Toggenburger Grafen. Die Sage weiss zu berichten, dass die Gemahlin von einem der Herren von Brunberg ein böses, heimtückisches Weib war, das mit aller Welt in Unfrieden lebte, und den Mitmenschen böses antat wo sie nur konnte. Die Sage will sogar wahr haben, dass Gertrud von Brunberg möglicherweise das berühmte Fetzfräuli war, das im Gebiet des Alpbachs in der Abenddämmerung die einsamen Wanderer in die Irre führte.

Fahrendes Volk

In früheren Zeiten, und sogar noch anfangs unseres Jahrhunderts durchzogen Zigeuner-Sippen mit Ross und Wagen die Lande. Sie kamen auch in unsere Gegend und schlugen gewöhnlich in der Kiesgrube im Dietschwilerfeld, in der Nähe des Alpbachs ihr Lager auf. In ihrem Gefolge befanden sich meist noch seltene fremdländische Tiere, oft ein Kamel, oder auch Affen und fast immer ein Tanzbär, der auf den Dorfplätzen seine Kunst zeigen musste. Da aber die Einnahmen aus diesen Vorstellungen nicht genügend Geld einbrachten, betrieben die Zigeuner zusätzlich noch verschiedene Gewerbe. Sie verkauften den Bauern "Häslig" (Stricke), flickten Schirme, verzinnten Pfannen und schliffen Scheren. Keineswegs waren sie aber gern gesehene Zeitgenossen, denn nach ihrer Abreise fehlte da und dort oft irgend ein Gegenstand, den sie hatten mitlaufen lassen. Allgemein sagte man ihnen nach, sie hätten "lange Finger".

Die Venediger vom Alpbach

Die Venediger sollen angeblich in früheren Zeiten in aller Welt sehr erfolgreiche Goldgräber gewesen sein. Ueberall wo es sich zu lohnen schien, gruben sie nach dem gelben Metall. Man weiss, dass sie am Calanda bei Chur, in Gondo im Tessin und auch im Wallis ihr Glück versuchten. Anscheinend hatten sie einen ausgeprägten Spürsinn, der ihnen verriet, wo das

kostbare Gold zu finden war. So suchten sie auch am Alpbach nach dem begehrten Metall. Wo sich der Platz befand, darüber kann heute aber niemand mehr Auskunft geben.

Als die Venediger damals am Alpbach nach Gold gruben, soll sich in der Nähe ein Bauernhof befunden haben, dessen Bauer schwer erkrankt war. Eine bestimmte, aber sehr teure Medizin hätte ihm helfen, und ihn vor dem sicheren Tode bewahren können. Als armes Bäuerlein verfügte er aber nicht über das nötige Geld, um sich die Medizin zu kaufen. In grosser Not und in Sorge um ihren lieben Vater, habe die Tochter des Bauern sich anerbaten, die Goldwäscher am Alpbach um Hilfe zu bitten.

Ein einziges kleines Goldkörnchen hätte genügt, um die wirksame und lebensrettende Medizin zu kaufen. Scheinheilig versprach man ihr das Goldkörnchen zu schenken, wenn sie den Beiden zu Willen sei. In ihrer grossen Not und in der Sorge um ihren lieben Vater willigte sie ein, und opferte sich mit Widerwillen. Als sie nun das versprochene Goldkörnchen forderte, lachte man sie nur aus und unter wüsten Beschimpfungen habe man sie fortgejagt. In ihrem tiefen Schmerz und in ihrer Verzweiflung über die erlittene Schmach verfluchte sie die Venediger und schwor, dass ihnen kein einziges Goldkörnchen verbleiben werde, und dass alle ihre Arbeit umsonst gewesen sei.

Nun sei es ihnen am Alpbach nicht mehr ganz geheuer gewesen. Hals über Kopf hätten sie den Platz verlassen, und sich auf den langen beschwerlichen Heimweg begeben. Als sie über dem Gotthard waren und sich ausserhalb der Verwünschung der Bauerntochter glaubten, überprüften sie die Ladung ihrer Maultiere und mussten zu ihrem Schrecken feststellen, dass die schweren Goldsäcke plötzlich ganz leicht waren. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie statt des begehrten Goldes nur gewöhnlichen Spreu in den Säcken. Das war die gerechte Strafe für den Frevel und ihr gemeines, herzloses Handeln.

Die Stadt Bábikon

In früheren Zeiten sei Bábikon eine Stadt gewesen, die von einer Ringmauer umgeben war. Es deutet aber nichts darauf hin, dass die Ueberlieferung auch der Wahrheit entspricht, denn es lassen sich nirgends irgendwelche Spuren von Mauerresten der einstigen Stadt feststellen, die es bestätigen könnten. Es ist auch nicht anzunehmen, dass ein Landesherr hier an diesem abgelegenen Platze ohne jeden strategischen Wert eine Stadt gebaut hätte.

Das Gräberfeld bei Bábikon

Um die Jahrhundertwende, im Zuge des Strassenkorrektions Neuthal–Bábikon, sei man bei den Grabarbeiten unvermutet auf Skelette eines Gräberfeldes gestossen. Bisher war niemandem etwas von einem vergessenen Friedhof bekannt, und seit undenklichen Zeiten ist man ahnungslos über die einstigen Gräber hinweg gegangen und -gefahren. Da man beim Öffnen des Massengrabes keine Grabbeigaben oder sonstige Hinweise fand, konnte man die Herkunft und das Alter der Skelette nicht bestimmen. Im Bereich des Gräberfeldes bestand nie eine Kirche. Es kann sich daher nicht um eine christliche Begräbnisstätte, einem Friedhof aus früheren Zeiten handeln. Vermutlich sind hier die Gefallenen eines Kriegsgeschehens bestattet worden. Möglicherweise datiert das Gräberfeld aus dem Jahre 1440, als die mit den Toggenburgern durch ein Landrecht verbundenen und zur Hilfe geeilten Schwyzer gegen die ins Toggenburg eingedrungenen Zürcher stritten. Ebenso gut könnte es sich aber um Tote aus den Religionswirren zur Zeit der Reformation handeln, oder sogar um Pesttote, die man hier begrub.

Der unterirdische Gang bei Hänisberg

In einem alten Kalender aus dem letzten Jahrhundert wird von einem unterirdischen Gang bei Hänisberg berichtet, der übrigens heute noch erhalten ist. Welchem Zweck der etwa 60 Meter in den Berg getriebene Stollen diene, darüber sagt die Schrift aber nichts. Angeblich sei es, wie in der Gegend allgemein vermutet wird, der unterirdische Fluchtgang der einstigen Burg Hänisberg. Das kann jedoch nicht zutreffen, da sich diese Burg nicht hier, sondern an einer ganz anderen Stelle befand. Man deutete den Gang auch als Stollen einer Wasserleitung. Auch das ist mehr als unwahrscheinlich, da in der Umgebung keine Quellen zu finden sind. Man vermutet auch, dass es ein vergessener Bergwerksstollen sein könnte. Dagegen spricht aber, dass bis heute nicht bekannt ist, dass in unserer Gegend jemals Eisenerz oder Kohle abgebaut wurde. Könnte aber diese Vermutung vielleicht doch einen wahren Kern enthalten? Recht merkwürdig ist nämlich, dass bei den Bodenfunden der Burg "Stein" zwei Eisenkuchen, Rückstände von Eisenschmelzen, gefunden wurden. Man kann sich fragen: Wo wurde damals Eisenerz abgebaut und wo wurde es verhüttet (geschmolzen)? Vielleicht doch hier?

Die Müselbacher Mühle

In früheren Zeiten, und noch anfangs dieses Jahrhunderts führte die Strasse von Kirchberg nach Müselbach, unterhalb des Hofes Salen steil hinab zum Rotbach, und auf der anderen Seite des Baches ebenso steil wieder hinauf, weiter nach Müselbach.

Auf der rechten Bachseite befand sich damals die Müselbacher Mühle, die aber schon im letzten Jahrhundert abgegangen ist. Die dazugehörige Scheune, die noch bis vor etwa 60 Jahren weiterbestand und baufällig war, wurde abgebrochen. Zur Mühle gehörte damals eine Taverne (Herberge) der Fürstabtei St. Gallen. Die äbtischen Tavernen hatten die Verpflichtung, alle Reisenden ohne Ansehen der Person zu beherbergen und zu verpflegen, ebenso auch Unbemittelte, die nichts zahlen konnten.

In früheren Zeiten wurden die Strassen viel begangen, denn dazumal ging noch alles zu Fuss, "auf Schusters Rappen." (Schusters Rappen = Schuhe) Reisende Kaufleute, allerlei Händler, dann Pilger auf ihrer Wallfahrt, ehrbare Handwerker und Bauern, ebenso auch Bettelmönche, die für ihr Kloster Almosen sammelten. Daneben gab es aber auch unerwünschte Zeitgenossen, zwielichtige Gesellen: Strauchdiebe, Vagabunden, Zigeuner, ausgediente Söldner, dann Gaukler die auf den Jahrmärkten ihre Kunst zeigten. Allerlei Gesindel, das damals Weg und Steg unsicher machte. In ihrem Gefolge zudem liederliches Weibervolk und käufliche Dirnen. Mit der Zeit wurde die Herberge zum Treffpunkt dieser üblen Gesellschaft die sich hier ein Stelldichein gab, und bei Wein, Weib, Würfel- und Kartenspiel lärmend die Nächte durchzechte, und sich bei Spiel und Tanz ausgelassen und schamlos vergnügte.

Als einst zwei dieser Kumpanen beim Kartenspiel miteinander in Streit gerieten, da der eine behauptete, der andere habe ihn betrogen, zog dieser sein Messer und erstach seinen Widersacher. Als die betrunkene Gesellschaft sah, was geschehen war, bekam sie es mit der Angst zu tun und beratschlagte, was man jetzt tun solle. Man wurde sich einig, dass es am besten sei, wenn man den Toten unweit der Mühle an einem verborgenen Platz begrabe, und nachher den Platz wieder so herrichte, dass niemand etwas merke.

Am folgenden Tag ging man ans Werk und verscharrte den Toten in ungeweihter Erde. Man glaubte, dass damit die Sache erledigt sei und weiter "kein Hahn mehr darnach krähe". Wie wenn nichts geschehen wäre vergnügte sich die üble Gesellschaft in der Herberge bei Wein und Spiel wieder weiter bis zum frühen Morgen. Am folgenden Tag kam plötzlich einer ihrer Kumpanen in die Stube hereingestürzt und rief: "Der Mord ist ruchbar geworden. Der Vogt auf der Lütisburg hat seine Häscher ausgeschickt um den Mörder zu fangen und um ihn der

irdischen Gerechtigkeit zuzuführen." Zu Tode erschrocken stob die Verbrecherbande Hals über Kopf auseinander und flüchtete so schnell sie konnte in alle Himmelsrichtungen.

Als man einige Zeit später den Mörder dingfest machte, und ihm noch weitere Straftaten nachweisen konnte (er hatte bei einem Wirtshausstreit beim Bad Buchen bei Oberuzwil, seinen Kumpanen, ebenfalls einen ausgedienten Söldner erschlagen), kam er vor das Thurlinden-Gericht in Schwarzenbach. Dort wurde er zur Strafe und als Sühne für seine Freveltaten zum Tode durch das Schwert verurteilt. Der Scharfrichter waltete pflichtgemäss seines Amtes, und auf dem Schaffot, vor versammeltem Volk wurde der Missetäter "vom Leben zu Tode gebracht", das heisst, um seinen Kopf kürzer gemacht (im Jahre 1614).

In früheren Zeiten, besonders aber im Mittelalter, waren Hinrichtungen "beliebte Volksfeste" und niemand, weder gross noch klein wollte sich dieses blutige makabre Schauspiel entgehen lassen. Ein solcher Anlass war in früheren Zeiten für das gemeine Volk ein willkommener Grund, um das schauerliche Ereignis oft noch tagelang ausgiebig zu feiern.

Was merkwürdig ist: Der Rotbach der in der Seeli bei Gähwil seinen Lauf beginnt, unterhalb Brägg in die Thur mündet, in Bazenheid seinen Namen ändert, und hier nicht mehr Rotbach, sondern Hörachbach genannt wird. Ursprünglich hiess er aber auch hier Rotbach, denn in einem Zehntenrodel aus dem späten Mittelalter wird in Oberbazenheid eine Rotbach-Huob (ein Lehen der Fürstabtei St. Gallen) erwähnt, die an das Frauenkloster Maggenau (Magdenau) zehntenpflichtig war.

Nachtrag zu Geschichte der Mühlen

Im Mittelalter, zur Zeit der Herrschaft der St. Galler Fürstäbe, bestanden im Gemeindebann von Kirchberg nachweisbar 6 Mühlen. Die Kappenmühle bei Tannen und die Müselbacher Mühle (am Rotbach). Dann in Oberbazenheid am Dorfbach, die Steigmühle und eine kleine Mühle gegenüber dem "Schäfle". In Unterbazenheid die Neumühle und ebenso eine Mühle in Dietschwil. Die Müselbacher Mühle und die Dietschwiler Mühle besaßen das Tavernen-Recht, das heisst, sie hatten auf Anweisung der Fürstäbe alle Gäste, ob arm oder reich, unentgeltlich zu verköstigen und zu beherbergen, (die Gähwiler Mühle war keine Getreide – sondern eine Sägemühle (eine Sägerei).

Der bei einem Wirtshausstreit im Bad Buchen bei Uzwil erschlagene Söldner Hensli stammte aus dem Toggenburg (aus Kirchberg). Er war einer der unrühmlichen Zeitgenossen, ein ausgedienter Söldner, der in fremden Diensten gestanden hatte und nach seiner Entlassung mit seinesgleichen als Vagant und Strauchdieb durch die Gegend zog. Das sehr zum Leidwesen der St. Galler Fürstäbe, welche diese zwielichtigen Gesellen keineswegs in ihrem Hohheitsgebiet duldeten. Sofern sie ihrer habhaft werden konnten, erfolgte strenge Bestrafung und Wegweisung aus dem Gebiet. Es hiess aber schon damals "man hängt keinen, ehe man ihn hat." Die unerfreuliche Aufgabe diese Vaganten zu arretieren und abzuurteilen oblag den äbtischen Vögten. Die Büttel, die damalige Polizei war verpflichtet die Verbrecher zu fangen, um sie dann der irdischen Gerechtigkeit zuzuführen.

Der schwarze Kunz (Kunz = Konrad)

Im Jahre 1226 geschah auf der gräflichen Burg zu Rengerswil bei Bichelsee ein verabscheuungswürdiger Brudermord. Der jüngste Sohn der Grafen Friedrich II. liess durch einen gedungenen Mörder seinen ältesten Bruder umbringen, um dann, wie er hoffte, in den Besitz des väterlichen Erbes zu kommen. Als Sühne für diese frevelhafte Untat schenkte der Graf dem Kloster St. Gallen die Altoggenburg mit allen umliegenden Höfen und ebenso auch das neugegründete Städtchen Wil. Er selbst übersiedelte dann mit seinen 4 Söhnen und dem ganzen Gesinde auf die neuerbaute Lütisburg beim Thurübergang. (Lütisburg =

kleine Burg, lüten = klein). Zu seinem Gesinde gehörte ein recht seltsamer Mensch, ein unheimlicher Mann. Klein von Gestalt, bucklig und hinkend und mit einem entstellenden Narbengesicht glich er eher einem Ungeheuer als einem menschlichen Wesen. Der Graf war ihm aber trotzdem wohlgesinnt und zugetan, denn er war ein geschätzter Arzt der sich vortrefflich darauf verstand allerlei Mixturen, Salben und Tränke zu bereiten, womit er erfolgreich Mensch und Tiere behandelte, dem Grafen war er daher unentbehrlich. Man hütete sich aber ihn wegen seines wüsten Aussehens zu hänseln oder gar zu verspotten, denn man fürchtete seine Rache und wusste auch, dass er etwas mehr könne als "nur Brot essen". Man nannte ihn allgemein nur den "schwarzen Kunz". Als einst ein reisender Kaufmann auf seinem Pferd an der Burg vorbeireiten wollte, stand der missgestaltete kleine Mann am Wegrand. Beim Anblick dieses unheimlichen Zwerges war der Reiter so erschrocken, dass er ihn unwirsch anschrie, geh mir aus dem Weg du hässliches Ungeheuer. Der schwarze Kunz war darüber tödlich beleidigt und erbost, dass er im geheimen dem unverschämten Fremden grimmige Rache schwor. Als der Kaufmann wieder weiterreiten wollte, war sein Pferd nicht zu bewegen auch nur einen Schritt zu tun und wie angewurzelt blieb es auf der Stelle stehen. Dann, unvermittelt bäumte es sich auf und warf den Reiter ab, der dann so unglücklich mit dem Kopf auf einen Stein aufschlug, wo er dann wie tot liegen blieb. Man trug den Unglücklichen am Zoll vorbei über die Thurbrücke zur Herberge auf der anderen Thurseite, wo der Herbergvater ihn gesundpflegen sollte. Als er nach langer Zeit endlich wieder genas, beabsichtigte er nun die unterbrochene Reise wieder fortzusetzen. Als er an der Burg vorbeireiten wollte, blieb sein Pferd unvermittelt wie angewurzelt stehen, obwohl der Weg frei war. Da, wie aus dem Boden gewachsen stand der schwarze Kunz vor ihm. Der Reiter war zu Tode erschrocken und versuchte so rasch wie möglich an ihm vorbeizukommen. Das Pferd aber weigerte sich weiterzugehen. Unvermittelt bäumte es sich kerzengerade auf und warf den Reiter zu Boden, wo er tot liegen blieb. Das verängstigte Pferd jagte dann wie von Furien gehetzt über die nahe Wiese zur nahen Thur und stürzte sich in den reissenden Fluss, und wurde nie mehr gesehen. Doch in späterer Zeit und im mondklaren Nächten stand es unbeweglich am Flussufer und wartete geduldig auf seinen Herrn, der aber nie mehr zurückkam.

Die Langforren

Die langgezogene Wiesenfläche, von Schalkhausen bis nördlich zur Dietschwilerstrasse reichend, heisst allgemein die "Langforren". Wie das Hochplateau über dem Weiler Talbach zu seinem Namen kam, das lässt sich schwer erklären. Ist es benannt nach hohen "langen" Föhren? Anfangs des Jahrhunderts bestand hier noch ein Föhren-Wäldchen, das aber schon zu meiner Bubenzzeit abgeholzt wurde. Oder trägt es den Namen herrührend von einem Acker? Welches ist die wahrscheinlichste Deutung? Im Mittelalter war die Langforren ein ausgedehntes Ackerfeld. Noch heute ist längs der Strasse nach dem Remis ein etwa 50 Meter langer Wall von aufgeschichteten Feldsteinen, die man beim Pflügen sammelte und hier deponierte. Beim Pflügen entstehen langegezogene Furchen, "Furren" wie man das allgemein nennt. Ist die Benennung Forren die Abwandlung von der Bezeichnung Furren?

In früherer Zeit als wieder einmal unsichere Zeiten herrschten, wurden von den Bewohnern vielfach Geld und wertvolle Gegenstände vergraben, um sie vor dem Zugriff der streunenden Vaganten in Sicherheit zu bringen. Ein reicher Bauer aus der Gegend soll nun hier in einem Topf seine Wertsachen vergraben haben. Da er infolge der Kriegswirren unverhofft ums Leben kam, konnte er niemandem mehr mitteilen, wo er den Schatz, vergraben habe. So geriet er im Laufe der Zeit in Vergessenheit. Wohl wusste man von dem Schatz, es war aber einfach unmöglich ihn zu finden, denn der einstige Besitzer hat das Geheimnis mit ins Grab genommen, und wer weiss, ob er einmal gefunden wird? Zwar kamen beim Pflügen hie und da Topfscherben zum Vorschein, aber nie wurde ein Geldstück oder sonst etwas wertvolles, zum Schatz gehörig gefunden. Es besteht also immer noch die Möglichkeit das Geheimnis zu lüften, vorausgesetzt, dass man den Platz wieder findet, was bis jetzt aber noch niemandem gelungen ist. Oder ist alles doch nur eine Sage und ein Wunschtraum, denn

vieles was uns überliefert wird, entspricht keineswegs immer der Wahrheit und ist eben nur Sage?

Das Schönauer Mandli

Zu einem Mann der meist spät am Abend und oft auch in der Nacht den Weg von Schönau nach Dietschwil gehen musste, gesellte sich im Wald beim Rank, unterhalb dem Gründ öfters ein kleines Männchen, das dann wie ein Hündchen immer hinter ihm herging. Blieb er stehen, so blieb es ebenfalls stehen und ging er wieder weiter, so folgte es ihm getreulich. Auf dem Rücken trug es einen schweren Sack, der ihn fast zu Boden drückte. Kamen sie zur Anhöhe beim Gründ, so blieb das Mannli stehen, stellte den Sack neben sich auf den Boden und dann verschwanden beide, Mannli und Sack, wie wenn sie der Erdboden verschluckt hätte.

Wenn der Mann mit dem kleinen Mandli ins Gespräch kommen wollte, schüttelte es traurig und unwirsch den Kopf, gab aber nie Antwort. Als der Mann einmal energisch wurde, das Mannli anschrie und sagte: "so nun ist es genug", ging mit ihm eine eigenartige Verwandlung vor. Ein helles Leuchten kam auf sein Antlitz, dann stellte es den Sack neben sich und sagte, nun sei der Bann gebrochen und er erlöst. Dann begann er zu reden und gab sein Geheimnis preis. In seinem Sack müsse er "ungerechtes Gut" (geraubtes oder gestohlenen Gut) tragen. Er habe hier an dieser Stelle in früherer Zeit einen reichen Mann, einen reisenden Kaufmann überfallen und erschlagen und dann beraubt. Dafür habe er nun zu büssen und als Sühne müsse er jede Nacht mit der schweren Last auf dem Rücken, dem gestohlenen Gut, ruhelos durch die Gegend wandern und zwar solange bis jemand mit den Worten "nun ist es genug" den Bann breche und ihn erlöse damit er wieder seinen Frieden habe.

Dann sagte er, er sei nur so klein von Gestalt, weil der schwere Sack mit dem Diebesgut ihn so zusammengedrückt habe. Dann geschah etwas merkwürdiges, das kleine Männchen begann plötzlich zu wachsen und wurde zu einem grossen stattlichen Mann mit einem Kleid, wie man es vor vielen hundert Jahren trug. Nachher verschwand er schemenhaft im Nebel, und da er erlöst war, wurde er nie mehr gesehen.

Die Irrlichter im Nördli

Das Nördli, die grosse Talmulde zwischen den beiden Weilern Tiefrüti und Hof bildete in früheren Zeiten einen grossen See, der aber im Laufe der Zeit versumpfte, und nachdem man den Abfluss abgesenkt hatte, verlandete. Noch bis vor etwa 50 Jahren konnte man hier nachts eine recht interessante Beobachtung machen. Da und dort traten aus dem Moorboden kleine Flämmchen aus, die aber rasch wieder erloschen. Wenn man glaubte, es handle sich um einen unheimlichen, unnatürlichen Vorgang um Irrlichter, so fand man bald heraus, dass es dafür eine ganz natürliche Erklärung gab. Aus dem Moorboden trat Sumpfgas aus, das sich an der Luft entzündete. An einigen Stellen des Moors bildete sich auch eine bräunliche klebrige Masse, die an der Wasseroberfläche in allen Farben schillernde Oelflecken bildete.